Zauberkräftiger Bernstein / Das deutsche Gold als Heilmittel

Von Edith Salzmannshausen

Bernstein, den man mit Recht „das deutsche Gold" nennt, diente seit Jahrtausenden als Schmuck und ist gleichermaßen von mystisch-magischen Vorstellungen umwoben. Wurden früher schon andere Edelsteine, vom Topas bis zum Smaragd, gepulvert und in Arzneien verordnet, so scheint der Bernstein um so geeigneter hierzu, weil er ja als mineralisiertes Harz von Koniferen gewissermaßen die gesammelte und durch die Jahrtausende bewahrte, zu immer stärker gewordenem Extrakt konzentrierte Lebenskraft urzeitlicher Wälder darstelle. Der Gedankengang ist ungefähr folgender: Was von der ungeheuren Koniferenwelt der vorgeschichtlichen Vergangenheit hinfällig war, ist vergangen und fast spurlos aufgegangen. Nur ein Weniges davon, also doch wohl das Lebenskräftigste, hat sich erhalten können, ist sogar immer dauerhafter geworden, und das ist der Bernstein trotz und vielleicht gerade unter den Einflüssen der Witterung, des Meeres, der geologischen Entwicklung! Also muß, folgerte man, eine bedeutende Lebens- und Heilkraft im Bernstein sein. Im Mittelalter und auch früher wußte man zwar nicht anzugeben, wie Bernstein entsteht, aber wenn man das Gold des Nordens derart schätzte und es sogar für heilend und geradezu für heilig hielt, so mag das doch seinen guten Grund gehabt haben. Am Ende ist es auch kein Zufall, daß die alten Griechen den Bernstein Elektron nannten, wovon sich dann alles „Elektrische" im gesamten europäischen Sprachgebrauch her schreibt.

In Wirklichkeit ist Bernstein ein großartiges, wenn nicht das bestverwendbare Mittel zu Isolierung gegen Elektrizität, schon dadurch für die Technik von höchstem Wert, indessen auch sozusagen psychologisch von unabsehbarer Bedeutung. Nun bedenken wir wiederum seine Herkunft, das Organische, das Lebendige in seinem Wesen, das im Dornröschenschlaf der Jahrtausende nur verschlossen, nur scheinbar versteinert ist, das aber bei der leisesten Berührung mit dem rechten Zauberstab genau so wieder aufwachen müßte, wie wir meinen, daß die Insektenbeutelchen, Blüte und Fliege im Bernstein, wenn wir sie befreiten, sich bewegen und weiterleben müßten. Dieser Zauberstab ist die Wärme. Steigern wir die Wärme nur ein wenig, so beginnt der Bernstein schon nach Harz zu duften. Reiben wir ihn, so zeigt er sich bereits magnetisch. Erhitzen wir ihn, so ist er, sonst das beste Isoliermittel gegen Elektrizität, nun selbst völlig elektrisch. Er lebt! Zünden wir ihn an, so brennt er mit gelbgrünlicher Flamme und füllt Faults Laboratorium mit durchdringenden, angenehmen Dünsten und mit gläubigen Vorstellungen.

Die Alchimisten und Pharmazeuten haben sich mit den Dünsten nicht zufrieden gegeben, sie haben experimentiert. Doch die Geheimnisse des ersten vorzeitlichen Gebrauchs umwitterten den Bernstein auch weiterhin: noch vor jenen Jahrhunderten, als von Deutschland und gar von Samland in den Kulturgebieten um das Mittelmeer nichts weiter bekannt war als das germanische Gold, noch vor jenen Zeiten, in denen es „Bernsteinstraßen" von der Ostseeküste nach Rom und zum Schwarzen Meer gab, wurde Bernstein zu religiösen Handlungen verwendet, sein Geruch würzte die Rauchopfer. Der Kult wurde von Männern ausgeübt, die Priester und Ärzte in einer Person waren, und Kranke wurden „angerucht". Und noch heute verwendet der Kärntner Bauer Bernstein zum „Anrauchen fürs Vergicht", zum Anrauchen gegen Gicht. Grob gepulverter Bernsteingrus ist nicht nur für Räucherzwecke noch im Drogenhandel, Bernstein in Substanz wird in Landapotheken noch als „Fluß- und Gichtrauch" verkauft.

Im Mittelalter galt Bernstein als eine Art Allheilmittel. Bernstein, um den Hals getragen, stille angeblich jedes Fieber. Gegen Brandwunden destillierte man Oel aus Bernstein und mischte es mit Leinöl. Wenn man dies Gemisch einnahm, so beseitigte es angeblich Magenschmerzen und Erbrechen. Hatte man darin zuvor einen Habicht gesotten, so bekam man von dem Genuß angeblich ein scharfes Gesicht. Gegen Sodbrennen nahm man Bernstein gepulvert mit Zucker. In Königsberg verabfolgte ein Arzt Bernsteinpulver gegen die Pest. „Und daß dieser gute Stein den bösen austreiben möge", wünschte Herzog Albrecht, als er Martin Luther, der an der Steinkrankheit litt, ein großes Stück Bernstein schenkte.

Die Arten, wie man Bernstein arzneifähig machte, entsprechen allen denkbaren chemischen Methoden, von der Digestion mit konzentriertem Weingeist, von der trockenen Destillation aus Retorten, durch die man rohes Bernsteinöl gewinnt bis zur Reinigung und Gewinnung von dünnflüssigem. Bernsteinöl wird in manchen Gegenden Deutschlands noch dem Vieh gegen Ausrenkungen und Verstauchungen eingerieben, das gereinigte gilt als krampfstillend, nervenstärkend, reizend, auflösend, schweiß- und harntreibend, es wurde auch in Pillen verabfolgt, Zahn- und Ohrwehmitteln beigegeben, in Balsam gegen Hysterie und Kopfschmerzen, mit Nelkenöl gegen Koliken eingerieben, mit anderen Zusätzen gegen Epilepsie, Krampfhusten. In den seit Jahrhunderten aus Holland eingeführten Geheimmitteln, den sogen. Haarlemer Oelen, ist auch Bernsteinöl in einer Mischung, die in neuerer Zeit gegen Gallenleiden genommen wurde.

1822 erwähnt ein Konversationslexikon noch 210 Verwendungsarten von Bernstein in allen Formen von Tropfen bis zur Wundsalbe und gegen die verschiedenartigsten Leiden von der Schwindsucht bis zum Typhus und vom Frauenleiden bis zum Schlagfluß. Das amtliche österreichische Arzneibuch von 1855 steht hinter diesen Angaben nicht zurück. Mittlerweile ist die Heilkunde fortgeschritten, und zahlreiche Mittel, von deren Heilwert noch unsere Großeltern überzeugt waren, werden von uns als Produkte der Unwissenheit oder des Aberglaubens angesehen. Aber auch solche Urteile haben sich in vielen Fällen als Zeiterscheinungen und Moden und keineswegs als absolute Wahrheiten erwiesen; der Glaube, daß irgendein alter Glaube nur ein Aberglaube sei, kann sich als Aberglaube erweisen, und alten Bräuchen pflegt meistens etwas Richtiges zugrunde zu liegen, sogar wenn die Richtigkeit nicht von vornherein plausibel erscheint.

Infolgedessen kommt ein Pharmakologe unserer Zeit zu der mit aller Vorsicht formulierten Anregung: „Es würde sich vielleicht lohnen, die therapeutische Wirkung des Bernsteinöls, das einst so mannigfach verwendet und im Volke heute noch, angeblich immer wieder mit Erfolg, gebraucht wird, einer modernen klinischen Prüfung zu unterziehen."

„Heute war ich bey Goethe . . ." / Zum 150. Geburtstag Johann Peter Eckermann's

Es ist sehr oft darüber geschrieben worden, daß Bücher Wegbereiter, liebe und vertraute Freunde von Menschen geworden sind, von denen sie sich nicht zu trennen vermögen, deren Last ihnen nie zu schwer wird, die in den freudigsten und ernstesten Stunden ihres Lebens bei ihnen sind.

(Scherl-Bilderdienst-M.)

Zu der bevorzugten Literatur dieser Art gehören unzweifelhaft auch Eckermanns „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 bis 1832"; ich kenne nicht wenige, die sich von diesen schmalen drei Bänden, die vielleicht die wertvollste Quelle für das Bild des größten deutschen Dichters sind, die wir besitzen, nicht losreißen können. Strömen sie doch noch heute nach mehr als hundert Jahren ein so unmittelbares Fluidum jener geistigen Sphäre aus, in deren Vordergrund Goethe stand, vermitteln sie unentwegt einen so farbigen Abglanz der Ereignisse dieses leidenschaftlichen Lebens in den letzten zehn Jahren, da er auf diesem Stern weilte, daß man nicht müde wird, immer wieder aus der Blickrichtung seines begeisterten Schülers und Vertrauten, der mehr als ein „Sekretär" war, zu dem Wesenskern des Olympiers vorzustoßen, den gerade er oft genug von jeder olympischen Ruhe weit entfernt als leidenden und handelnden Mensch und Kämpfer zu beobachten Gelegenheit hatte.

Es gibt wirklich keinen Zweiten, der sich mit solcher Hingabe und solcher bedingungslosen Treue in das Genie Goethe versenkt hat, als Eckermann. Lange bevor er ihn sah, lebte bereits in ihm, wie er schreibt, „kein anderer Trieb, als ihm nur einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein". Und schon als Kind hat er, wenn auch unbewußt, seiner besonderen Sendung geharrt, hat er auf die Stunde gewartet, in der sich ihm das Tor seiner Zukunft öffnen, die Stunde seiner Lebenswende schlagen sollte. In der Einsamkeit der Lüneburger Heide hütete er einst die Kühe, sammelte er Holz und Eicheln für den Winter und half gelegentlich dem Vater, der in den Dörfern mit Band und Zwirn hausieren ging. Das springende Wappenpferd auf einem Päckchen Tabak führte ihn zum Zeichnen und zur bildenden Kunst. Er wurde Schreiber und machte die Freiheitskriege in einem Jägerbataillon als Freiwilliger mit. In Hannover wollte er sich zum Künstler ausbilden lassen, doch wurde er krank und kam nun endlich als Rekonvaleszent zum ausgiebigen Lesen. Er las Klopstock und Schiller, danach Goethes Gedichte. Jetzt hatte er das ihm Gemäße gefunden! Ein heller Funke sprang in sein Herz über und entfachte ein Feuer, das nie mehr erlöschen sollte. „Ich dachte und sprach nichts als von Goethe." Unter großen finanziellen Mühen bahnte er sich jetzt den Weg zum Studium, ging nach Göttingen und schrieb schließlich selbst „Beiträge zur Poesie", die er Goethe zwecks Empfehlung an den Verlag Cotta einsandte. Als er erfuhr, daß der Dichter eine gute Meinung von ihm hatte, wanderte er nach Weimar. Die Stunde der Lebenswende war da, er stand am Tor seiner Zukunft. Und er ist nie wieder aus Weimar herausgekommen.

Liest man Eckermanns „Gespräche", die ihm Weltruf verschafft haben — es ist wenig bekannt, daß er auch Goethes Gesamtwerk herausgegeben hat — so ist man beglückt, überall über das nur Künstlerisch-Literarische hinaus bis zu jenem „Reichtum mystischer Volkskraft" durchzustoßen, die auch im Leben und Werk dieses großen klassischen Dichters steckte und die ihn dem Lebensgefühl der Gegenwart erst vertraut und lieb macht. Eckermann zeigt uns, daß Goethe ein Mensch war wie wir. Wie unmittelbar tritt uns doch in diesen Tagebuchblättern die Lebenswirklichkeit des Dichters entgegen! „Ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentlich Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte." Was für ein Bekenntnis! So aber sieht ihn nur der Vertraute, nicht nur im schwarzen Frack und Stern im geselligen Kreise! Er weilt bei ihm im Sommer und Winter, in heiteren und trüben Stunden, er lernt die Verwandten und Freunde kennen, Goethe experimentierte mit ihm in der Farbenlehre, er zeigte ihm Kupferstiche und seine Gemmensammlung, er disputierte mit ihm über Gott und die Welt. Er liest ihm nicht nur den sich in diesen Jahren zur reifenden Frucht rundenden „Faust" vor, sondern er bekennt ihm auch in stillen Stunden, wenn der Abend sich neigt und der Greis des sich allmählich nahenden Endes besonders gedenkt, „das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag".

„Heute war ich bey Goethe", schreibt Eckermann oft genug in sein Tagebuch, bis schließlich doch die Stunde des Abschieds schlägt. „Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen". Mit diesen fast biblisch klingenden Worten endet der dritte Band.

*) am 21. September 1942

Die heimliche Welt

Vieles wird uns geschenkt,
Abenteuer und Ferne,
Stunden auch, da man gerne
Alten Glückes gedenkt.

Tage, die lange enteilt,
Leben ein ewiges Leben;
Unsere Gedanken umschweben
Orte, wo einst wir geweilt.

Klarer, geläuterter jetzt,
Tiefer, als je wir empfunden,
Werden gewesene Stunden
Neu uns vor Augen gesetzt.

Ganz auf uns selber gestellt,
Was sollt das Herz uns entlasten,
Wär nicht auf Märschen und Rasten
Mit uns die heimliche Welt?

Otto Steuer

Im Jenseits ärgert sich einer

Erzählung von Max Dreyer*)

Das war die Büdnerbäuerin Regine Rademaker, die da hinter ihren Füchsen die Dorfstraße herauftam. Sie hatte gepflügt, von Mittag an Furche um Furche für die Sommersaat gezogen. Die Gäule schnitten sich weiblich nach dem Stall. Das Handpferd, der alte Wallach, freilich ein wenig spatlahm von Natur, suchte, kokett wie er noch immer war, durch hohe Kopfhaltung das schöne Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Die Stute zeigte ganz unverhohlen ihre dallohrige Müdigkeit. Ihr aber, der Frau, konnte man von der Arbeit, die eigentlich Mannesarbeit war, kaum etwas anmerken.

„Ein Staatsweib", sagte ich, der ich im Dorfkrug bei Mutter Adolfine Kielgast saß, und Fining, wie die famose Alte bei uns hieß, bestätigte es mit ihrem höchst lebhaften Kopfnicken. Bei dem man immer in Sorge gerät, der knopfgroße Haarknoten, der ihr einsam wie ein Tüppel auf der unanfechtbaren Glatze thronte und für dessen Sitz man nur die Erklärung hatte, daß er mit Fliegenleim befestigt war, der müßte und würde einem in den Schoß fallen.

Und nun erzählte Fining rührig und zornig von dem „Ekel", Regines verstorbenem Mann, bei dem sie keine glückliche Stunde gehabt hätte und der jetzt noch, nach seinem Tode, wie ein Fluch auf ihr läge.

„Wie das?" fragte ich sie.

„Noch im Jenseits läßt dieser tückische Hund nicht die Hand von ihr. Sie muß von Haus und Hof, wenn sie sich wieder verheiratet — so hat er im Testament bestimmt. Und wenn sie noch was von der Ehe mit ihm gehabt hätte! Nicht mal 'n Kind hat sie von ihm. Aber so'n Kerl wie der, der hat ja zu nichts getaugt. Zu nichts anderm als zu Niederträchtigkeiten."

Wenn es in dem Testament weiter hieße, im Falle der Wiederverheiratung seiner Frau solle die Wirtschaft seinem Bruder zufallen, dann könnte das ja fast so aussehen, als wollte er an diesem seinem Bruder etwas gutmachen. Dieser, John, war der Erstgeborene. Philipp, der Schuft, hatte dafür gesorgt, daß der Vater und John, beide gleich große Dickschädel, immer heftiger aneinandergeraten waren. John hatte der Heimat den Rücken gekehrt und war verschollen. Wenn er jetzt in dem Vermächtnis eine Rolle spielte — Adolfine war sich klar darüber, daß der edle Philipp damit nur eine neue Gemeinheit im Sinne gehabt hatte: er wollte gegebenenfalls dem braven Gemeindevorsteher, der das viele Schreibwerk auf den Tod nicht leiden konnte, damit bohnlachend die größten Scherereien bereiten.

Das war im Frühjahr. Im Herbst desselbigen Jahres aber wollte es der liebe Herrgott, daß bei Adolfine Kielgast ein Mann einkehrte, der kein anderer als — John Rademaker war.

Das Leben hatte die Züge gehörig durchgemeißelt, und sie erkannte ihn nicht gleich. Dann aber halfen ihr seine klaren, festen, griffigen Augen, die dieselben geblieben waren. Und nun mußte er erzählen.

Den halben Erdball hatte er unter die Füße genommen. Zuletzt war er Pflanzer auf den Bermudainseln gewesen. Hatte viel Geld verdient, viel Geld verloren. Aber ein paar Groschen brächte er doch mit nach Hause. Ja, nach Hause — denn nun wolle er bleiben und auf deutschem Boden siedeln. Heut aber müßte er doch hier auf der Durchfahrt einmal die Nase in sein altes Vaterhaus stecken — daß Philipp sich inzwischen auf die große Fahrt gemacht, hätte er gehört.

Und was sich hiernach begab, war dies:

Wehmut war nicht Johns Art, und was an Empfindsamkeit in ihm stak, hatte das Leben weidlich hartgehämmert. Aber als er vor dem alten Strohdach stand, das seine Kindheit behütet hatte, und wie in dem Rahmen der eichengeschnitzten Tür das Bild der früh gestorbenen Mutter ihm erschien, da zuckte es ihm doch in den Lidern.

Das Haus war verschlossen. Im Acker dahinten nahmen sie Kartoffeln auf, Frau Regine, ihre Hausgehilfin und ein halbwüchsiger Junge aus der Nachbarschaft. Es fehlte an Händen. Ihren alten Knecht, der krank und faul war und stahl, hatte die Bäuerin vorgestern rausgeschmissen.

John stand am Grabenrand und sah den Schaffenden zu. Regine musterte mit ihren großen schwerwimprigen Augen den langen sehnigen Kerl von Kopf zu Füßen. Dann rief sie in ihrer herzhaft unbekümmerten Art nach ihm hin: „Tokieken is ook Arbeit!"

John das hören und über den Graben springen, war eins. Er grüßte wortlos, nahm, ohne zu fragen, die vollen Säcke, die hier die stärksten Knochen forderten, trug sie zu dem Fahrweg, wo der Wagen stand, und lud sie auf. Das war erfreulich sachkundig. Regina sah ihm mit verwundert frohen Augen zu.

Er hob dann, immer ohne Worte, ganz, als ob er dazugehörte, die beiden letzten Säcke — denn es war nun Feierabend — und verstaute auch die.

„Sie haben sich Ihren Teller Abendsuppe verdient", sagte die Bäuerin. „Oder —"

„Nein. Gar kein Oder. Ich nehm' das dankend an."

Und so saßen sie zusammen. Sie sprachen, sie fragten nicht viel, gerade ein Geheimnisvolles war ihnen recht nach dem Sinn, so spannen sie in ganz eigener wohliger Art sich näher zusammen. Dann aber mußte doch Licht werden. Und plötzlich ging ihr etwas auf, da sie wieder einmal die Blicke in ihn senkte — etwas, das sie geradezu erschreckte.

„Sagen Sie — ich finde da so eine Aehnlichkeit — sind Sie mit den Rademakers verwandt — —?"

„Ich bin selbst ein Rademaker."

„Dor hebben wi't!"

Er aber dackte vor ihr, die ihm von Herzen gefiel, sein ganzes Leben auf. Und hatte dabei, was ihr sehr zu denken gab, kein einziges böses und bitteres Wort gegen seinen Philippbruder.

„Ja, da gehört Ihnen ja dies alles von Rechts wegen. Und deshalb sind Sie ja wohl auch hergekommen." Sehr düster wurde es in ihrem Auge — man fühlte, wie sie mit dem Grund und Boden verwachsen war, um den sie das Mark aus den Knochen sich schinden mußte.

„Na, hören Sie mal — Sie haben ja 'ne schöne Meinung von mir."

„Ich war mit einem Rademaker verheiratet", kam es herb über ihren verkniffenen Mund.

Er sagte darauf ruhig mit klaren Augen: „Vielleicht gibt es zwei Sorten."

Wieder musterte sie ihn stark. Und nun ging sie an die Kommode. „Er hat bei Gericht ein Testament gemacht. Ich hab' hier die Abschrift."

Sie saßen dicht beieinander und lasen zusammen. „Sollte meine Frau dennoch heiraten, so fällt mein ganzer Besitz an meinen Bruder John Rademaker."

Die beiden sahen sich an, 'es geschah von selbst, daß ihre Augen groß und immer größer wurden. Sie wandte den Kopf ein wenig zur Seite, eine wundervoll verlegene Schalkhaftigkeit war jetzt darin, und ihm schlug das Herz.

Dann sahen sie sich wieder voll ins Gesicht, und sie verhehlten sich nicht, wie sehr sie einander gefielen.

„Du brauchst Männerhilfe in der Wirtschaft —"

„Dat weet Gott!"

„Häst du Quartier för mi?"

„Ja. Kannst gliek hierblieben."

Und nun kam alles, wie es kommen mußte.

Eine Lust aber war es, danach Fining zu sehen und zu hören. Sie rieb sich die Hände, daß die Hautfetzen nur so flogen, und einen jubelnden Siegestanz vollführte das Tüpfelchen auf dem i.

„Oh — oh — haben die beiden den heimtückischen Schleicher beschossen! Was wird der da im Jenseits für glupsche Augen machen! Und nun sollen Sie mal sehen, was das hier für schöne kleine Rademakers geben wird!"

*) Zum 80. Geburtstag des Dichters am 25. September

Humor

Menzel — Rechts- und Linkshänder. Es ist wenig bekannt, daß Adolph von Menzel zugleich Rechts- und Linkshänder war, denn er malte mit beiden Händen. Das geschah aber durchaus nicht wahllos. Im allgemeinen bediente sich der Künstler, wenn er zur Schaffung von Oelgemälden den Pinsel hielt, der rechten Hand, mit der linken dagegen pflegte er den Zeichenstift u[illegible]